

POSTPRINT

Carolyn Müller-Spitzer

Gendergerechter Sprachgebrauch**Ein komplexes Feld für die Aushandlung von „richtig“ und „gut“**

In diesem Heft geht es um die Frage von „richtigem“ und „gutem“ Deutsch. Verfolgt man die Debatte um geschlechtergerechte Sprache, prallen hier sehr unterschiedliche Vorstellungen davon, welche Formen von Personenbezeichnungen „richtig“ und „gut“ sind, aufeinander. Ist die Verwendung geschlechtergerechter Sprache generell richtig und wichtig oder ist sie gerade falsch? Oder sind nur bestimmte Formen in bestimmten Kontexten falsch? So werden im Kontext der Schule Diskussionen geführt, ob beispielsweise ein Genderstern als Fehler angestrichen werden soll, weil er nicht vom gültigen amtlichen Regelwerk des Rats für deutsche Rechtschreibung abgedeckt ist oder ob man ihn als Ausdrucksform akzeptieren müsste. Unsere Sprache ist zu variabel und die kommunikativen Situationen, in denen sie eingesetzt wird, zu vielseitig, um darauf einfache Antworten zu geben. „Es kommt darauf an“, ist wohl bei den meisten Fragen nach „richtig“ und „gut“ in der Sprache die angemessene Antwort. Worauf es dabei ankommt und welche Rahmenbedingungen kommunikativer Äußerungen man beim Thema gendergerechte Sprache beachten sollte, das soll in diesem Beitrag thematisiert werden. Zunächst jedoch einige kurze grundlegende Bemerkungen zu gendergerechtem Sprachgebrauch.

1. Asymmetrien in der Sprache

Geschlechtergerechte Sprache oder – wie Anne Wizorek plausibel argumentiert – „geschlechtergerechtere Sprache“ (Wizorek 2022, 4) ist Gegenstand aktueller Sprachdiskussionen. Ausgangspunkt der

Debatte ist der mittlerweile umfangreich dokumentierte Umstand, dass sich Asymmetrien unserer Gesellschaft, v. a. die Ausrichtung auf den Mann als Norm, auch in der Sprache eingeschrieben haben. So wie der „Normpatient“ lange Zeit männlich, 75 kg schwer und Weiß war oder der „Norm-Crashtest-Dummy“ nur aus Varianten des männlichen Körpers besteht (Crisado-Perez 2020), so spricht viel dafür, dass es kein Zufall ist, dass den maskulinen Formen von Personenbezeichnungen geschlechtsübergreifendes Potenzial zugewiesen wurde, d. h. dass sie als eine Norm für alle gelten. Eine Bezeichnung wie *Lehrer* oder *Wissenschaftler* gilt so, nach der Gebrauchskonvention des generischen Maskulinums, einmal als Benennung für eine spezifische Person mit einer männlichen Geschlechtsidentität und gleichzeitig als ein neutraler Oberbegriff für alle, egal welche Geschlechtsidentität die bezeichneten Menschen haben. Dabei ist es nicht so, dass Grundwörtern generell ein geschlechtsübergreifendes oder generisches Potenzial zugewiesen wird. Bei femininen Grundwörtern wie *Braut* oder *Witwe* scheint dies nicht zu gelten (vgl. Müller-Spitzer 2021, Lind/Nübling 2022, 37). So müssten wir – analog zu *99 Lehrerinnen und ein Lehrer sind 100 Lehrer* sagen *99 Witwer und eine Witwe sind 100 Witwen*. *Braut* und *Witwe* sind genauso Grundwörter mit systematischer Genusdifferenzierung wie *Lehrer* oder *Schüler*. Wie Anatol Stefanowitsch dementsprechend ausführt, ist die Ausgangsfrage, warum gerade die maskulinen Bezeichnungen ein übergreifendes Potenzial haben, kaum von der Frage zu trennen, ob auch Männer den Normalfall darstellen. Die maskuline Form dient als Oberbegriff, weil „der Mann der gesell-

schaftliche und kulturelle Normalfall ist“ (Stefanowitsch 2022, 11).

Die Spuren dieser Asymmetrien finden sich auf ganz unterschiedlichen Ebenen der deutschen Sprache: Viele typische Wendungen vermitteln beispielsweise einen androzentrischen Blick, so z. B. *Herr einer Sache sein, sich auf den Schlips getreten fühlen* oder *das schwache Geschlecht*. Ähnliches findet man aber auch in lexikalischen Elementen, z. B. ist eine Frau eher eine *Geliebte*, d. h. in der Patiens-Rolle versprachlicht, der Mann dagegen der *Liebhaber*, also ein Agens. In der Linguistik werden diese Themen in den letzten Jahren vermehrt diskutiert. Die Genderlinguistik untersucht dabei ganz allgemein den Zusammenhang von Sprache und Geschlecht, d. h. die sprachlichen und kommunikativen Beiträge zur Gestaltung von Männlichkeiten, Weiblichkeiten, Zwischen- und Transidentitäten und auch den Einfluss von Sprache auf Geschlechtergerechtigkeit (Kotthoff/Nübling 2018). Geschlechtergerechtere Sprache versucht diese Asymmetrien in der Sprache in den Blick zu nehmen und sie mit ganz unterschiedlichen Strategien auszugleichen, sei es durch Umschreibungen wie *alle, die Steuern zahlen* statt *Steuerzahler*, Neutralisierungen wie *Führungskräfte* statt *Manager*, Beidnennung wie *Bürgerinnen und Bürger* statt *Bürger* oder Personenbezeichnungen mit Genderstern wie *Schüler*innen*. Dieser Weg ist dabei keine singuläre Entwicklung für das Deutsche, sondern findet in sehr vielen Sprachen mit einem geschlechtsspezifischen Genusssystem statt, je nach Sprache mit unterschiedlichen Mitteln (z. B. Bedijs/Kluge/Leschzyk 2022).

2. Drei Prämissen für die Diskussion um geschlechtergerechtere Sprache

In der Diskussion um geschlechtergerechtere Sprache müssen drei Aspekte beachtet werden: Erstens dreht sich die Diskussion immer nur um die Bezeichnung von Menschen. Versuche, diese Diskussionen ins Lächerliche zu ziehen, arbeiten daher oft mit Beispielen, die nicht einmal diese ganz wesentliche Prämisse erfüllen. Fra-

gen wie „Soll man *Salzstreuer* jetzt auch gendern?“ erübrigen sich damit.

Das zweite ist, dass Personenbezeichnungen differenziert betrachtet werden müssen, v. a. müssen sog. geschlechtsabstrakte Substantive (auch epizöne Substantive oder Epikoina) von Substantiven mit systematischer Genusdifferenzierung unterschieden werden. Die Gebrauchsgewohnheit des geschlechtsübergreifenden Maskulinums betrifft nur Personenbezeichnungen mit systematischer Genusdifferenzierung, wie *Bürger – Bürgerin, Lehrer – Lehrerin, der Kranke – die Kranke* etc. Geschlechtsabstrakte Substantive, zu denen es keine Paarform gibt, ‚funktionieren‘ anders. Lexeme wie *Führungskraft, Lehrkraft, Person, Mensch, Waise, Geisel* oder *Fan* können also nicht dazu herangezogen werden, die Gebrauchsgewohnheit des generischen Maskulinums zu stützen, wie es hier versucht wird:

„Schließen Sie bitte die Augen. Halt, noch nicht! Lesen Sie zuerst das Wort. Dann schließen Sie die Augen und sagen sofort, ohne zu überlegen, was Sie sehen. Das Wort heißt: Führungskraft. Was haben Sie gesehen? Nun, vielleicht haben Sie ja tatsächlich eine Frau in orangefarbener Bluse vor Augen gehabt. Den meisten jedoch, befürchte ich, schwante ein melierter Herr im Businessanzug – und das zu Recht. Führungskräfte sind hierzulande überwiegend männlich! Und das, obwohl die Führungskraft weiblich ist. Grammatisch weiblich. Damit sollte ein für alle Mal geklärt sein, dass das biologische Geschlecht dessen, was man sich unter einem Begriff vorstellt, nichts mit dem grammatischen Geschlecht des Begriffes zu tun hat.“ (Ruge 2021)

Die Besonderheit epizöner Substantive ist es gerade, ohne Veränderung an der Wortform auf jegliche Menschen bezogen werden zu können, d. h. man kann genauso sagen *Anna ist eine nette Person* als auch *Jacob ist eine nette Person* oder *Marie ist ein netter Mensch* wie auch *Sebastian ist ein netter Mensch*. Bei einer Bezeichnung wie *Lehrer* würde man dagegen bei spezifischen Personen die kongruente Form wählen wie *Klaus ist ein guter Leh-*

rer, aber *Mia ist eine gute Lehrerin*, gleichzeitig aber – folgt man der Gebrauchsgewohnheit des generischen Maskulinums – alle Lehrkräfte einer Schule als *Lehrer* bezeichnen. Genau diese Doppelfunktion – spezifische Bezeichnung einer männlichen Person und gleichzeitig neutrale Bezeichnung für eine unspezifische Gruppe von Personen – scheint aber im Sprachverständnis ein Problem zu sein.

Zum dritten ist festzuhalten, dass das grammatische Geschlecht in der Sprache und die Geschlechtsidentität einer Person (Gender oder als biologisches Geschlecht: *Sexus*) zwar unterschiedliche Kategorien sind. Aber: Bei Personenbezeichnungen reflektiert das grammatische Geschlecht oft die Geschlechtsidentität, weil sie uns in der Kommunikation wichtig ist. Es heißt nicht ohne Grund *der Vater, der Bruder und der Onkel und die Mutter, die Schwester und die Tante*. Man spricht von morphologischen (aus der Wortgestalt ableitbaren) und semantischen (von der Wortbedeutung ableitbaren) Prinzipien der Genuszuweisung. Bei den Personenbezeichnungen sind oft die semantischen Prinzipien bestimmend. Es gibt im Deutschen aber auch zahlreiche Beispiele, die diesem semantischen Kern (zumindest auf den ersten Blick) widersprechen, z. B. eine Bezeichnung wie *das Mädchen* oder *das Weib*. Dass auch diese Abweichungen, also Nomen, bei denen eine sog. Genus-Sexu-Divergenz vorliegt, z. T. einem semantischen Muster folgen, deutet sich in verschiedenen Studien an (Nübling 2018; Lind/Nübling 2022, 39). So ist z. B. das Mädchen als junge, noch nicht verheiratete Frau auch in anderen indogermanischen Sprachen im Neutrum anzufinden (Corbett 2013), wohingegen der Junge von Geburt an Maskulinum ist. Frauen wurde zumindest früher ja auch erst dann ein Ausleben ihrer sexuellen Identität gesellschaftlich erlaubt, wenn sie verheiratet waren. So wechselten sie auch erst mit der Heirat zur Bezeichnung *Frau* und dementsprechend ins Femininum. Um

auch erwachsene, aber unverheiratete Frauen davon noch zu unterscheiden, gab es früher die Bezeichnung *Fräulein*, d. h. unverheiratete Frauen blieben so auch im Erwachsenenalter ein Neutrum. Diese ganzen grundsätzlichen Ausführungen sagen aber noch nicht viel darüber aus, welcher Sprachgebrauch nun in welchen Situationen angemessen ist. Und auch wenn dieser Beitrag keine Antworten auf diese weitreichenden Fragen bezüglich gendergerechter Sprache geben kann, sollen im Folgenden einige wichtige Aspekte aufgespannt werden.

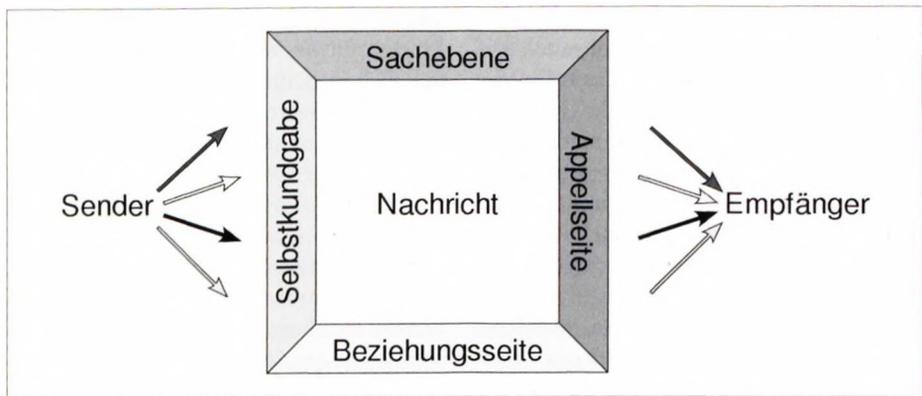
3. Die verschiedenen Rollen in Kommunikationssituationen: Vier Schnäbel und vier Ohren

Jede Kommunikationssituation ist eine komplexe Ansammlung verschiedener Prozesse. Dies in Differenziertheit zu betrachten, scheint sehr wichtig beim Thema geschlechtergerechtere Sprache.

Kommunikationsmodelle dienen zur Verdeutlichung, wie viele Prozesse gleichzeitig angestoßen werden, wenn Menschen miteinander kommunizieren bzw. welche Aspekte dabei zu beachten sind. Ein mittlerweile sehr verbreitetes und gut verständliches Kommunikationsmodell, das auch häufig im Deutschunterricht verwendet wird, stammt von Friedemann Schulz von Thun (Thun 2014). Ein Vorteil dieses Modells ist der starke Anwendungsbezug und seine Anschaulichkeit. Es gibt aber auch verschiedene Kritikpunkte: Zum einen ist es empirisch nicht stark abgesichert und hat damit eher heuristischen Wert (vgl. Röhner/Schütz 2016, 23). Zum zweiten bezieht es zwar Ideen von Watzlawick (1969) und Bühler (1934) mit ein, betont aber weniger den dialogischen Charakter von Kommunikationsprozessen und wird daher auch – wie andere kommunikationspsychologisch fundierte Modelle auch – aus (gesprächs-)linguistischer und (gesprächs-)didaktischer Sicht kritisch betrachtet.¹ Es

(1) Die Kritik bezieht sich darauf, dass kommunikationspsychologisch fundierte Modelle weniger an sprachlichen Zeichen und am Sprachgebrauch interessiert sind, sondern ausschließlich an möglichen Funktionen. Ich danke den Herausgeber*innen des Bandes für diesen Hinweis.

Abb. 1: Das Kommunikationsquadrat nach Schulz von Thun (2014)



soll trotzdem hier herangezogen werden, da es in der Unterrichtspraxis weit verbreitet ist und damit eine gute Anschlussfähigkeit bietet.

Das Kommunikationsquadrat nach von Thun in Abb. 1 zeigt den Simultancharakter zwischenmenschlicher Kommunikation. Im Rahmen dieser Verdeutlichung wird oft von „vier Schnäbeln“ und „vier Ohren“ gesprochen, d. h. dass die sendende Person auf vier unterschiedlichen Ebenen kommuniziert, und genauso die empfangende Person auf unterschiedlichen Ebenen hört oder liest.²

Die Äußerung einer sendenden Person (in Abb. 1 „Sender“) beinhaltet vier Ebenen, die der „Empfänger“ mit „vier Ohren“ entschlüsseln muss. Dies sind zum einen Sachinformationen, d. h. der Inhalt der Nachricht. Wenn das „Sachinhalts-ohr“ aktiviert ist, hört man z. B. auf Daten, Fakten und Sachverhalte. Diese Ebene der Sachinformation, z. B. die Frage, wie man gemischtgeschlechtliche Gruppen am ‚korrektesten‘ benennt, ist eine zentrale Frage bei geschlechtergerechter Sprache. Mit der Ebene der Selbstkundgabe sind alle Aspekte einer Äußerung beschrieben, in denen ich etwas über mich aussage, d. h. die auf eine Art Selbstaussage hindeuten. Die Sprecher*innen zeigen beispielsweise auf, wofür sie stehen oder wie sie sich selbst sehen und geben so einen kleinen Einblick in ihre Persönlichkeit. Auch dieser Aspekt kommunika-

tiver Äußerungen spielt eine wichtige Rolle bei der Verwendung gendergerechter Sprache. Der Vollständigkeit halber noch eine kurze Erläuterung der beiden anderen Ebenen: Die Beziehungsseite umfasst Aspekte von Äußerungen, in denen sich z. B. in Tonfall, Mimik oder Gestik ausdrückt, wie ich zum Gegenüber stehe. Die Appellseite adressiert demgegenüber die Teilaspekte von Äußerungen, die teils offen und teils verdeckt Wünsche, Appelle (Aufforderungen), Ratschläge oder Handlungsanweisungen enthalten.

Besonders wichtig im Kontext der geschlechtergerechten Sprache ist nun zum einen, die beiden Rollen der Sender*innen und Empfänger*innen v. a. in Hinblick auf die Sachinformation zu trennen. Zum anderen ist die „Selbstkundgabe“ ein relevanter Aspekt bei der Verwendung geschlechtergerechter Sprache.

4. Geschlechtergerechte Sprache unter dem Aspekt der Sachebene

Die Frage, ob eine Gebrauchsgewohnheit wie das generische Maskulinum „gut“ oder „richtig“ ist, hat etwas damit zu tun, ob es auf der Sachebene eine adäquate Versprachlichung gemischter Personengruppen ist. Man kann davon ausgehen, dass die meisten Menschen heute das generische Maskulinum so intendie-

(2) Vgl. auch Materialien unter <https://m.bpb.de/lernen/grafstat/klassencheckup/46406/m-04-02-vier-ohren-und-ein-eisberg> sowie <https://m.bpb.de/lernen/grafstat/klassencheckup/46410/m-04-03-arbeitsmaterial-das-kommunikationsquadrat>.

ren, dass ‚alle‘ damit gemeint sind. D. h. die sendende Person adressiert womöglich mit dem generischen Maskulinum auf der Sachebene Gruppen mit unterschiedlichen Geschlechtsidentitäten. Dies war in früheren Zeiten anders, als z. B. im politischen Raum Frauen kaum eine Rolle gespielt haben. Ob bei den Empfänger*innen auf dem „Sachinhaltsohr“ allerdings das generische Maskulinum so funktioniert, d. h. ein diverses Bild von Menschen im Kopf evoziert wird, ist genau die Frage, die es empirisch zu untersuchen gilt. Die eher strukturalistisch geprägte Linguistik nimmt diese Aspekte weniger in den Blick, da hier v. a. die Gliederung des Sprachsystems zählt. Betrachtet man kommunikative Äußerungen aber als Teile kommunikativer Handlungen (und diese wiederum als Teile sozialer Handlungen), muss man diese verschiedenen Ebenen aber in den Blick nehmen.

Stellen sich also Menschen, die einen Satz lesen wie – *Die Lehrer haben in der Corona-Zeit schwierige Arbeitsbedingungen* – wirklich gemischte Personengruppen vor? Diese Forschungsfrage wurde in einer Studie über mögliche Satzfortsetzungen untersucht (Gygax/Gabriel/Sarrasin 2009). Die Proband*innen bekamen verschiedene Sätze, in denen eine Personenbezeichnung im generischen Maskulinum formuliert war, z. B. *Die Sozialarbeiter liefen durch den Bahnhof*. Im Anschluss bekamen sie einen zweiten Satz, bei dem sie angeben sollten, ob der zweite Satz eine sinnvolle Fortsetzung des ersten ist, z. B. *Wegen der schönen Wetterprognose trugen mehrere der Frauen keine Jacke*. Gemessen wurde dann die Zeit, bevor die Proband*innen „ja“ drückten. Es zeigte sich in dieser Studie, dass in der deutschsprachigen Version des Experiments unabhängig von der stereotypen Berufsvorstellung (z. B. Kosmetik und Krankenpflege eher weiblich) die Proband*innen für die Satzfortsetzungen mit weiblichen Personen länger brauchten als für die, in die Männer eingesetzt wurden. Im Englischen dagegen zeigte sich nur ein Effekt der stereotypen Vorstellungen über Berufe. Dies bringt die Autor*innen der Studie zu dem Schluss,

dass Personenbezeichnungen im generischen Maskulinum auch im Plural nicht generisch interpretiert werden, sondern dass das grammatische Geschlecht die stereotype Vorstellung überlagert. Als Grund hierfür wird gesehen, dass das grammatische Geschlecht eine Hinwendung zur mentalen Repräsentation von Männern bewirkt. Das liegt zum Teil daran, dass in der Regel männliche Personenbezeichnungen – wie oben schon ausgeführt – eben auch Männer bezeichnen, sie also eine Doppelfunktion haben. Ähnliche Erklärungsansätze liefern eine Vielzahl anderer Studien (Kotthoff/Nübling 2018, 91–127). Wenn also eine Vorstellung gemischter Personengruppen auf der Sachebene intendiert ist, ist das generische Maskulinum wohl zumindest nicht immer „richtig“. Argumentationen, dass das generische Maskulinum per se das richtige Mittel ist, um Diskriminierung zu vermeiden, ohne diese verschiedenen Seiten von Sender*innen und Empfänger*innen in den Blick zu nehmen, greifen m. E. zu kurz.

Dies macht auch eine Diskussion aus Schleswig-Holstein sehr deutlich, als dort Mitte letzten Jahres die Kultusministerin die Schulen angewiesen hatte, einen Genderstern in der Schule als Fehler anzustreichen, weil das Zeichen nicht konform zu den amtlichen Rechtschreibregeln sei. Der Vorsitzende des dortigen Verbands der Gymnasialdirektorinnen und -direktoren, Alexej Stroh, veröffentlichte daraufhin über das Deutsche Schulportal eine Stellungnahme. Er weist darauf hin, dass ein Genderstern nicht als Fehler anzustreichen sei, und zwar aus einem einfachen Grund:

„Ein markierter Fehler jedoch würde bedeuten, dass die Lehrkraft, die diesen Fehler feststellt, eine korrekte Schreibung für das, was die schreibende Person zum Ausdruck bringen will, anbieten können müsste. Ich behaupte an dieser Stelle schon einmal: Das kann sie nicht. Der Grund dafür ist banal, denn es handelt sich hier nicht um ein Rechtschreibproblem. Man kann ihm also auch nicht mit einem Regelwerk für Rechtschreibung begegnen.“ (Stroh 2021)

Es ist einfach nicht möglich, ein alternatives sprachliches Zeichen als Korrektur anzugeben, was den gleichen semantischen Gehalt auf der Sachebene transportiert und damit der Sprecherintention genügt. Dementsprechend führt er weiter aus:

„In der Verwendung vom Genderstern oder anderen Schreibweisen mit Sonderzeichen innerhalb eines Wortes manifestiert sich das Bemühen, etwas zu formulieren und sichtbar zu machen, wofür es im bisherigen Sprachgebrauch keine Struktur gab. Das Sternchen, ursprünglich gedacht, um neben den weiblichen und männlichen Geschlechteridentitäten auch diverse mit einzubeziehen, hat über dieses Anliegen hinaus mittlerweile eine viel weitreichendere Bedeutung gewonnen. Im Konstrukt ‚Schüler*innen‘ erfüllt es diesen ersten Zweck. [...] Dies ist auf unseren Bereich Schule bezogen ganz entscheidend, da wir mittlerweile etliche Jugendliche in den Schulen haben, die sich in der wichtigen Phase ihrer Persönlichkeitsbildung in dieser binären Welt nicht finden.“ (Stroh 2021)

Was ist hier also „richtig“? Nach aktuellen orthografischen Regeln enthält das Wort *Schüler*innen* einen Rechtschreibfehler, ist also „falsch“. Gleichzeitig ist es die „richtige“ Bezeichnung, wenn ich eine Personenbezeichnung wählen will, die nicht-binäre Menschen deutlich mit einschließt und die – dazu kommen wir jetzt – als Selbstkundgabe genau dies auch vermitteln will. Eine alternative Form, die das gleiche transportiert und die auch den aktuellen Rechtschreibregeln entspricht, gibt es nicht. Genau dieser „kommunikative Vorteil“ neuer Konstruktionen ist eine Triebfeder beim Wandel sprachlicher Normen. Eine neue Konstruktion „muss für die Sprachbenutzer insofern einen Vorteil bieten, als sie in irgendeiner Form eine bessere Lösungsmöglichkeit für ein kommunikatives Problem bietet, als dies alternative Muster tun können“ (Hundt 2009, 124).

5. Geschlechtergerechte Sprache unter dem Aspekt der Selbstkundgabe

Immer mehr Menschen, aber auch Institutionen, *möchten* geschlechtergerechte Sprache verwenden, weil dies Teil ihrer Selbstkundgabe ist. Sie werden also nicht irgendwie dazu gedrängt. So führt beispielsweise Horst Simon aus, dass Sprache zu einem Mittel wird, „um die eigene politische, kulturelle Position zu markieren; sie wird sozialindexikalisch aufgeladen. Wer der Ansicht ist, dass diskriminierungssensibles Sprechen hohen gesellschaftlichen Wert besitzt, wird Formen geschlechtergerechten Sprachgebrauchs benutzen“ (Simon 2022, 21). Dementsprechend gibt es immer mehr große Unternehmen, die geschlechtergerechte Sprache verwenden. Gerade bei international ausgerichteten Unternehmen wie „Deutsche Börse Group“, „Lufthansa“, „Audi“ oder „Adidas“ gehört gendergerechte Sprache zum Bild, das man nach außen vermitteln will (Selbstkundgabe), und dient darüber hinaus als Mittel, eine möglichst diverse Belegschaft anzusprechen und aufzubauen (Sachebene). Zum Teil ist dieser Sprachgebrauch in dezidierte Diversitätsbemühungen des Unternehmens eingebunden, wie beispielsweise in der Initiative „Diversify“ von Mitarbeiter*innen der Lufthansa (vgl. Abb. 2 sowie Mayer 2021). Auch eine von der FAZ beauftragte Umfrage bei DAX-Unternehmen deutet auf den Aspekt der Selbstkundgabe hin. 16 von 30 befragten Unternehmen gaben an, dass sie geschlechtergerechte Sprache verwenden oder bald verwenden würden. Als Begründung wählten alle die folgende Antwortmöglichkeit aus: „Der Einsatz geschlechtergerechter Sprache entspricht unserem Verständnis von diskriminierungsfreiem Umgang miteinander.“³ Auch Alexej Stroh weist für den Kontext der Schule auf diesen Aspekt des Wollens hin und betont den daraus hervorgehenden Konflikt zwischen orthografischer Norm und dem Wunsch, gendergerech-

(3) Gendern: 16 der 30 Dax-Konzerne sind für Gendersprache. DIE WELT, 25. März 2021. <https://www.welt.de/wirtschaft/article229139071/Gendern-16-der-30-Dax-Konzerne-sind-fuer-Gendersprache.html>.



Abb. 2: Screenshot der *Diversify*-Seite, dem LGBTI-Mitarbeiternetzwerk der Lufthansa Group

te Sprache, die explizit non-binäre Menschen adressiert, zu verwenden:

„Der Wille, diese Diversität zum Ausdruck zu bringen, hat mehrere heftig umstrittene Schreibweisen hervorgebracht, die mit einem Binnen-Sonderzeichen arbeiten. Der deutsche Rechtschreibrat empfiehlt die genannten Schreibungen nicht, bietet aber leider auch keine Alternativen an. [...] Wenn Sprachwandel als Merkmal einer lebendigen Sprache konstatiert wird, der in den Schulen thematisiert werden soll, kann man kaum stur mit einer Positivliste – nichts anderes ist der vom Rechtschreibrat festgelegte Normwortschatz – von korrekten Wörtern und Schreibweisen arbeiten. Denn diese setzt der Sprachverwendung eine starre Grenze.“ (Stroh 2021)

Wie kann man also etwas als kategorisch „falsch“ einstufen, wenn es die Sprecherintention ist, sich sowohl auf der Sachebene als auch als Selbstkundgabe genau so auszudrücken? Die Argumentation Peter Eisenbergs, Mitglied im Rechtschreibrat, vereinfacht daher die Komplexität der Frage zu sehr:

„Der Rat für deutsche Rechtschreibung, die staatlich bevollmächtigte Institution für die Normierung der Orthografie, hat

im März 2021 zum zweiten Mal beschlossen, den Stern und vergleichbare Zeichen nicht in die amtliche Regelung aufzunehmen. Eine Missachtung seiner Beschlüsse im öffentlichen Dienst ist als Dienstpflichtverletzung zu werten, denn die gerade dort verbreitete Verwendung des Sterns, insbesondere an Schulen, ignoriert die geltenden Regeln. Jeder Stern ist ein Orthografiefehler. Es geht nicht um Law and Order, sondern darum, die Genderbewegung in die Pflicht zur Rechtfertigung ihres Verhaltens zu nehmen.“ (Eisenberg 2022, 30)

In der offiziellen Stellungnahme des Rats für deutsche Rechtschreibung ist allerdings die Einordnung geschlechtergerechter Sprache als „Dienstpflichtverletzung“ nicht zu finden. Hier heißt es bislang, dass Zeichen wie der Genderstern noch nicht in das amtliche Regelwerk aufgenommen werden, dass der Rat aber „die weitere Schreibentwicklung beobachten“ und dabei „insbesondere prüfen“ wird, „ob und inwieweit verschiedene Zeichen zur Erfüllung der Kriterien geschlechtergerechter oder -sensibler Schreibung geeignet sein könnten.“⁴

Dieser Normenkonflikt wird auch virulent bei den Plenarprotokollen des Bundestags, die einerseits orthografisch kor-

(4) https://www.rechtschreibrat.com/DOX/rfdr_PM_2021-03-26_Geschlechtergerechte_Schreibung.pdf.

rekt sein sollen, andererseits die Reden der Bundestagsabgeordneten genau so wiedergeben sollen, wie sie gehalten wurden. Sibylle Hallik bezeichnet dies als die Verwendung des Gendersterns daher als einen Konflikt zwischen „Orthografieverstoß vs. Semantikverstoß“:

„Wird eine Genderpause gemacht, so ergibt sich für das Wortprotokoll die Schwierigkeit, dass sich eine Repräsentation dieser Aussprache durch den Genderstern oder eine der anderen orthografisch-typografischen Formen verbietet“, weil sie nicht dem amtlichen Regelwerk entsprechen. „Andererseits ist mit Wortprotokollen eine Dokumentationspflicht verbunden, sie sollen den Duktus der Person wiedergeben, die die Rede hält, und insofern authentisch sein. Würde der Genderstern beispielsweise durch eine Paarform verschriftlicht, würde eine andere als die Bedeutung transportiert, die meist mit ihm verbunden wird, nämlich dass neben Frauen und Männern weitere Geschlechter und Geschlechtsidentitäten bezeichnet werden.“ (Hallik 2020, 68)

Daher wird auch in den Plenarprotokollen ein orthografischer Normverstoß in Kauf genommen, wenn sicher eine intentionale Verwendung angenommen werden kann. Insgesamt sind damit die Plenarprotokolle des Bundestages auch ein Zeugnis des gerade stattfindenden Wandels:

„Der Variantenreichtum ist ein Beleg für die Erprobungsphase einer geschlechtergerechten Sprache, die nun auch Geschlechter einzubeziehen versucht, die jenseits des binären Mann-Frau-Modells zu verorten sind. Insofern sind Stenografische Berichte Dokumente des sich vollziehenden Sprachwandels. Hier Einheitlichkeit zu erzielen, dürfte weder möglich noch erstrebenswert sein, da der Stenografische Bericht die Debatte mit allen Nuancen wiedergeben soll.“ (Hallik 2020, 85)

Wir sehen an diesen Beispielen, dass orthografisch nicht korrekte Formen semantisch durchaus richtig und ange-

messend sein können und dass es wichtig ist, sowohl die Sachebene als auch die Selbstkundgabe in die Beurteilung, ob eine Form „richtig“ ist, mit einzubeziehen. Ein weiterer Aspekt zum Beurteilen von Angemessenheit, der Textkontext, sollte allerdings auch beachtet werden.

6. Textkontext mit einbeziehen

Nicht nur die unterschiedlichen Rollen bzw. Prozesse in Kommunikationssituationen, sondern auch der sprachliche Kontext, in dem eine Äußerung eingebunden ist, muss bei gendergerechter Sprache betrachtet werden. So können ganz unterschiedliche Formulierungsstrategien je nach Situation sinnvoll sein.

Stellenanzeigen sind beispielsweise eine besondere Textsorte, bei der durch die Positionsbeschreibung eine Signalwirkung ausgehen soll. Möglichst viele, die für eine Stelle infrage kommen, sollten sich von der Stellenbeschreibung angesprochen fühlen und aktiviert werden, sich zu bewerben. In der Forschung wurde mittlerweile herausgearbeitet, dass es für eine Ansprache aller wichtig ist, dass Positionen nicht ausschließlich im generischen Maskulinum formuliert werden.

„Es ist bekannt, dass Frauen sich seltener für Jobs bewerben, die mit der männlichen Form ausgeschrieben sind, und Männer seltener für Jobs, die mit der weiblichen Form ausgeschrieben sind. [...] Die Forschung zeigt, dass Männer und Frauen sich deutlich öfter für nicht traditionell männliche und weibliche Jobs interessieren, wenn Anzeigen den Stellen kein bestimmtes Geschlecht zuweisen.“ (Bohnet 2017, 163f.; Hodel et al. 2017; Sczesny/Formanowicz/Moser 2016)

Da dieses Signal schon von der Personenbezeichnung in der Stellenanzeige ausgehen muss, wird heute vielfach der Genderstern verwendet, da er ein typografisch herausstechendes Signal darstellt. In längeren Fließtexten kann es dagegen sinnvoll sein, verschiedene Strategien zur Benennung von Personen zu mischen, da es am Ende nur

darum geht, dass in den Köpfen der Lesenden eine Vorstellung einer gemischt-geschlechtlichen Gruppe entsteht (wenn dies intendiert ist). Dazu zeigen Studien, dass es bei längeren Texten nicht nötig ist, immer zu gendern (vgl. Rothmund/Scheele 2004; Kotthoff 2022). Abwechselnde Formen wie „Wissenschaftlerinnen und Ärzte“ oder Neutralisierungen wie „Ordnungskräfte“ können dabei genauso gut ‚funktionieren‘ und gemischt werden mit Personenbezeichnungen mit Genderstern.⁵ Während es also bei Stellenanzeigen wichtig sein kann, sehr deutlich Diversität zu betonen und daher auffällige Formen wie der Genderstern besonders angemessen sein können, bietet sich neutrale Formulierungen oder alternierende Formen im Fließtext gerade gut an. Diese unterschiedlichen Strategien, die auf den ersten Blick unübersichtlich, zu wenig einheitlich und schwer anzuwenden scheinen, zeigen gerade die vielseitigen Möglichkeiten des kreativen Ausdrucks. Insofern verlangt gendergerechter Sprachgebrauch zwar etwas Übung, aber kann so auch lebendig und abwechslungsreich sein, wie Christine Olderdissen herausstellt:

„Das Deutsche von der männlichen Vorherrschaft zu befreien, geht ganz gut, wenn wir uns bemühen, Frauen mehr ins Bild zu rücken. Dafür bieten sich viele sprachlichen Möglichkeiten, erforderlich ist eine gewisse Wachheit im Ausdruck und ein wenig Kenntnis der Feinheiten deutscher Grammatik. Anders ist es, wenn wir die geschlechtliche Vielfalt ausdrücken wollen. [...] Heute wissen wir so viel mehr über Identität und Vielfalt, doch wie können wir das in der Sprache abbilden? [...] Dieses Dilemma gilt es, mit Kreativität in Wort und Bild, einem ausgewogenen Gefühl der Gerechtigkeit für alle – auch mit Blick auf die Diversität der Gesellschaft – und einer lebendigen Sprache zu überwinden.“ (Olderdissen 2022, 28 f.)

7. Der Wandel sprachlicher Normen

„Sprachnormen sind aus dem tatsächlichen Sprachgebrauch rekonstruierte Regeln des systemgerechten Gebrauchs“ (Hundt 2009, 121). Genauso wie die Sprache selbst wandeln sich dementsprechend auch die sprachlichen Normen und damit die Frage, was „gut“ und „richtig“ ist, kontinuierlich. Sie sind allerdings, so stellt Markus Hundt heraus, „immer werterebezogen: Sie stellen eben nicht nur – gewissermaßen wertfrei – dar, was sich aus häufigem Sprachgebrauch als Regeln destillieren lässt. Normen sind immer auch Werte eingeschrieben, d. h. in ihnen wird zugleich das (system)richtige, (situations)angemessene und in diesem Sinne Legitime und Legale zum Ausdruck gebracht“ (Hundt 2009, 118). Der Rückzug des generischen Maskulinums, in der Anrede, in Funktionsbezeichnungen, in Gesetzestexten und in vielen anderen Kontexten ist auch so ein kontinuierlicher Prozess, der durch die Emanzipationsbestrebungen der Frauenbewegung und später zusätzlich von der Queer-Community angestoßen wurde und sich seit gut dreißig Jahren auch in sprachpolitisch motivierten Veränderungen des sprachlichen Usus zeigt (vgl. ausführlicher Müller-Spitzer 2022). Die zugrunde liegenden gesellschaftlichen Werte haben sich verändert, und dies spiegelt auch der Sprachgebrauch. So hat sich beispielsweise die Norm für die Anrede von Frauen in politischen Ämtern verändert. Als 1972 mit Annemarie Renger erstmals eine Frau zur Bundestagspräsidentin gewählt wurde, beglückwünschte sie der Alterspräsident mit den Worten: „Frau Präsident, ich übermittle Ihnen die Wünsche des Hauses und bitte Sie, diesen Platz einzunehmen.“⁶ Auch andere Ministerinnen, z. B. Ministerin Katharina Focke (1972–1976), wurde mit „Focke, Minister für Jugend, Familie und Gesundheit“ bezeichnet. Diese Praxis hielt sich bis Ende der 1980er-Jahre, wobei sich hier schon in den Debat-

(5) Gute Schreibratgeber z. B. bei www.genderleicht.de.

(6) Deutscher Bundestag, 1. Sitzung, 13. Dezember 1972, 3, <https://dip21.bundestag.de/dip21/btp/07/07001.pdf>. Vgl. Auch Anrede von Frauen im Bundestag, Wissenschaftliche Dienste des Deutschen Bundestags, 2021, <https://www.bundestag.de/resource/blob/849328/91a1686a4d825b58a2e41890d08a0889/WD-1-006-21-pdf-data.pdf>.

Abb. 3: Annemarie Renger wird erste Bundestagspräsidentin (13.12.1972).¹⁰



ten zeigt, dass ein Wandel gefordert wird: „Vizepräsident Cronenberg: Das Wort hat der Bundesminister für Jugend, Familie, Frauen und Gesundheit, Frau Süßmuth. (Frau Schmidt [Nürnberg] [SPD]: Das ist die Bundesministerin!) – Frau Ministerin, Sie haben das Wort.“⁴⁷ Heute ist im „Protokoll Inland“⁴⁸ festgehalten, dass Funktionsträgerinnen mit „Präsidentin“ oder „Ministerin“ sowohl mündlich als auch schriftlich angesprochen werden sollen. Geändert wurde die Benennungspraxis offiziell im Zuge eines Beschlusses zur geschlechtergerechten Rechtssprache. Parteübergreifend war man sich Anfang der 1990er-Jahre einig, dass der ausschließliche Gebrauch des generischen Maskulinums in der Rechtssprache nicht mehr angemessen sei. Diesem waren auch lange Diskussionen vorausgegangen, wie der parlamentarische Staatssekretär Rainer Funke (FDP) ausführte:

„Diese kritische Haltung unserer Sprache gegenüber wird inzwischen ernst genommen und akzeptiert. Das war nicht immer so. Bis hierhin war es ein mühsamer und ein langer Weg; ein Weg, der mit kontro-

versen Auffassungen, zuweilen auch mit gegenseitigen Vorwürfen von Frauen und Männern, mit überspannten Vorstellungen und unsachlichen Repliken begann.“⁴⁹

Das generische Maskulinum ist nicht nur in der Rechtssprache immer weiter zurückgegangen. Auch in den Neujahrs- oder Weihnachtsansprachen der Bundeskanzler*innen bzw. Bundespräsidenten der letzten dreißig Jahre macht das generische Maskulinum nur einen kleinen Teil der Personenbezeichnungen aus, viel häufiger sind Doppelformen wie *Bürgerinnen und Bürger* oder *Polizistinnen und Polizisten*, geschlechtsneutrale Bezeichnungen wie *Rettungskräfte*, *Alte* oder *Arbeitslose* sowie Umschreibungen mit *wir alle*, *alle*, *die* usw. Olaf Scholz hat in seiner ersten Neujahrsansprache sogar keine einzige Personenbezeichnung im generischen Maskulinum verwendet.¹¹ Die aktuelle Diskussion um gendergerechtere Sprache ist somit ein Ringen um unterschiedliche Aspekte sprachlicher Normen, die wertebezogen sind. Im Zuge der #MeToo-Bewegung und den Emanzipationsbestrebungen der Queer-Community

(7) Deutscher Bundestag, Plenarprotokoll 11/96, 6559, <https://dserver.bundestag.de/btp/11/11096.pdf>.

(8) Protokoll Inland, Anschriften und Anreden, <https://www.protokoll-inland.de/Webs/PI/DE/anschriften-anreden/anschriften-und-anreden-node.html>.

(9) Deutscher Bundestag, Plenarprotokoll 12/132, 11525, <https://dserver.bundestag.de/btp/12/12132.pdf>.

(10) Vgl. https://bild.bundesarchiv.de/device_barch/dev1/2019/10-16/72/7c/file77kc1j0zmtx11mapjk0j.jpg.

(11) Neujahrsansprache von Bundeskanzler Olaf Scholz zum Jahreswechsel 2021/22, <https://www.bundesregierung.de/resource/blob/989796/1994296/3bff2366388fd94ffefa2083dc5f5b99/download-pdf-data.pdf?download=1>.

ist zum einen das Thema Geschlechtergerechtigkeit und Sexismus, zum anderen die Frage der geschlechtlichen Vielfalt und ihrer Akzeptanz zu einem viel intensiver diskutierten Thema geworden. In Deutschland hat insbesondere auch die rechtliche Anerkennung von mehr als zwei Geschlechtern in Deutschland im Jahr 2017 die Frage dringender gemacht, wie beispielsweise Stellenanzeigen formuliert werden sollen. In der Folge hat sich auch die Sprache, v. a. die Mittel gendergerechter Sprache, noch einmal erheblich erweitert. Was dabei „gut“ und „richtig“ ist, kann nur situationsbezogen, kontextbezogen und aus differenzierter Sicht der unterschiedlichen Rollen der an kommunikativen Handlungen Beteiligter gut und sinnvoll eingeordnet werden.

Literatur

- Bedijs, Kristina/Bettina Kluge/Dinah L. Leschzyk (2022): Wie gendern die anderen? Diskurse in Spanien, Brasilien und Frankreich. In: APuZ Aus Politik und Zeitgeschichte 5-7, 43-48.
- Bohnet, Iris (2017): What works: Wie Verhaltensdesign die Gleichstellung revolutionieren kann. München.
- Bühler, Karl (1934). Sprachtheorie: Die Darstellungsfunktion der Sprache. Jena.
- Corbett, Greville G. (2013): Sex-based and Non-sex-based Gender Systems. In: Dryer, Matthew S./ Martin Haspelmath (Hg.): *The World Atlas of Language Structures Online*. Leipzig.
- Criado-Perez, Caroline (2020): Unsichtbare Frauen: Wie eine von Daten beherrschte Welt die Hälfte der Bevölkerung ignoriert. München.
- Eisenberg, Peter (2022): Weder geschlechtergerecht noch gendersensibel. In: *Aus Politik und Zeitgeschichte* 5-7, 30-35.
- Gygas, Pascal/Ute Gabriel/Oriane Sarrasin (2009): Generically intended, but specifically interpreted: When beauticians, musicians and mechanics are all men. In: *Language, Cognition and Neuroscience* 23, 464-485.
- Hallik, Sibylle (2020): Die Verschriftlichung geschlechtergerechter Sprache in Plenarprotokollen. In: *Neue stenografische Praxis* 2-3, 54-94.
- Hodel, Lea/Magdalena Formanowicz/Sabine Sczesny/Jana Valdrová/Lisa von Stockhausen (2017): Gender-Fair Language in Job Advertisements: A Cross-Linguistic and Cross-Cultural Analysis. In: *Journal of Cross-Cultural Psychology* 48, 384-401.
- Hundt, Markus (2009): Normverletzungen und neue Normen. In: Marek Konopka/Bruno Strecker, (Hg.): *Deutsche Grammatik - Regeln, Normen, Sprachgebrauch*. Berlin; New York, 117-140.
- Kotthoff, Helga (2022): Zwischen berechtigtem Anliegen und bedenklicher Symbolpolitik. In: *APuZ Aus Politik und Zeitgeschichte* 5-7, 12-13.
- Kotthoff, Helga/Damaris Nübling (2018): *Genderlinguistik: Eine Einführung in Sprache, Gespräch und Geschlecht*. Tübingen (= narr Studienbücher).
- Lind, Miriam/Damaris Nübling (2022): Sprache und Bewusstsein. In: *APuZ Aus Politik und Zeitgeschichte* 5-7, 36-42.
- Mayer, Christian (2021): Warum die Lufthansa jetzt gendert. In: *Business Insider*.
- Müller-Spitzer, Carolin. Geschlechtergerechte Sprache: Zumutung, Herausforderung, Notwendigkeit? In: *Sprachreport* 37 (2/2021), 1-12. <https://doi.org/10.14618/sr-2-2021-muel>.
- Müller-Spitzer, Carolin (2022): Der Kampf ums Gendern. Kontextualisierung der Debatte um eine geschlechtergerechte Sprache. In: *Kursbuch* 209, 28-45.
- Nübling, Damaris (2018): Geschlechter(un)ordnungen in der Grammatik: Deklination, Genus, Binomiale. In: Ludwig Eichinger/ Albrecht Plewnia (Hg.): *Neues vom heutigen Deutsch, Empirisch - methodisch - theoretisch*. Berlin, Boston, 19-58. (= Jahrbuch des Instituts für Deutsche Sprache).
- Olderdissen, Christine (2022): *Genderleicht: Wie Sprache für alle elegant gelingt*. Berlin.
- Röhner, Jessica/Astrid Schütz (2016): *Psychologie der Kommunikation*. Wiesbaden.
- Rothmund, Jutta/Scheele, Brigitte (2004): Personenbezeichnungsmodelle auf dem Prüfstand. In: *Zeitschrift für Psychologie* 212, 40-54.
- Ruge, Eugen (2021): Gendergerechte Sprache: Eine Frage der Endung. In: *Die Zeit*, 20.2.2021.
- Sczesny, Sabine/ Magda Formanowicz/ Franziska Moser (2016): Can Gender-Fair Language Reduce Gender Stereotyping and Discrimination? In: *Frontiers in Psychology* 7, 1-11. <https://doi.org/10.3389/fpsyg.2016.00025>.
- Simon, Horst J. (2022): Sprache Macht Emotion. In: *APuZ Aus Politik und Zeitgeschichte* 5-7, 16-22.
- Stefanowitsch, Anatol (2022): Diagnose: „Männersprache“. In: *APuZ Aus Politik und Zeitgeschichte* 5-7, 10-11.
- Stroh, Alexej (2021): Warum der Genderstern in der Schule kein Fehler sein kann. In: *Das Deutsche Schulportal*. Online unter: <https://deutsches-schulportal.de/diskussion/warum-der-genderstern-in-der-schule-kein-fehler-sein-kann/>.
- Thun, Friedemann Schulz von (2014): *Miteinander reden 1-4: Störungen und Klärungen / Stile, Werte und Persönlichkeitsentwicklung / Das „Innere Team“ und situationsgerechte Kommunikation / Fragen und Antworten*. Hamburg.
- Watzlawick, Paul (1969). *Menschliche Kommunikation*. Bern.
- Wizorek, Anne (2022): Vom Gender-Kampfplatz zum Sprachspielraum. In: *APuZ Aus Politik und Zeitgeschichte* 5-7, 4-5.